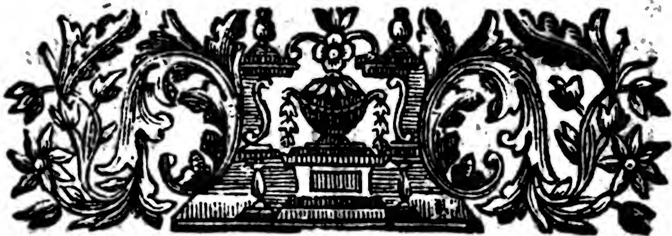
WOHLMEINENDE ERMAHNUNG AN ALLE UNTER DEM JOCHE IHRER WEIBER SEUFZENDE...


Digitized by Google

Digitized by Google



Bedrängte Mitbrüder!

Nun kann ich nicht mehr schweigen. Zwanzig Jahr habe ich bereits unter dem Joche eines Weibes geseufzet, welche es in der Kunst zu herrschen gleich den achten Tag nach unserer ehelichen Verbindung so weit gebracht, daß sie in unserer ganzen Gegend, welche ohnedem in Ansehung der armen Männer terra obedientiae genennet wird, von ihrem Geschlechte als eine Heldin verehret wurde. Ich hatte mir schon längst den Vorsatz gefasset, dieses herrschsüchtige Bild mit lebhaften Farben zu schildern und meinen gelassenen Mitbrüdern, deren in der That keine geringe Anzahl ist, in öf-

Digitized by Google

fentlichen Schritten meine Noth zu klagen. Allein die scharffe Aufsicht meiner Gebietherin, welche mir nicht erlaubet, den Schlüssel zu meinem eigenen Schreibpulte zu führen, hat mich noch zur Zeit von diesem patriotischen Unternehmen abgehalten. Nunmehro aber, da sie an einen gewissen Hof eine Reise unternommen, mir einen bessern Dienst auszuwürken; so habe ich mich in die Zeit schicken und in aller Eile meine redliche Herzens-Meynung zu Papier bringen wollen, in Hoffnung, daß man mir meine Eilfertigkeit im Schreiben um so viel leichter verzeihen werde; je wohlmeynender meine Absicht ist, welche mir auf diesen Blättern die Feder geführet. Besonders aber, wirst du mir, geliebter Mitbruder, dieses Dank wissen, daß ich hier nichts aus fremder Erfahrung erborget, sondern meine Schrift mit lauter solchen Experimenten angefüllet, welche ich an meinem eigenen Leibe versuchen lassen, und mehr als einmal wiederholet habe.

Von





Von meiner ersten Jugend an war ich auf nichts so eyfrig, als auf meine Freyheit beflissen. Mein ganzes Dichten und Trachten war dahin gerichtet, allen denjenigen Fallstricken vorsichtig zu entgehen, welche nur den Schein einer Einschränckung hatten. Zu meinem Wahlspruch erwählte ich die unschätzbaren Worte aus dem Römischen Gesetz-Buch:

Libertas inaestimabilis res est.

Kurtz, ich schiene zu einem freyen Republicaner gebohren zu seyn. Bey diesem so hefftigen Triebe waren doch meine übrigen Neigungen niemals ausschweiffend. Die Laster mahlten sich in meinem Gemüthe so abscheulich ab, daß ich sie auf alle mögliche Weise, als ein Gifft des menschlichen Geschlechts zu fliehen suchte. Die Thorheiten der Welt fielen mir schon damals in ihrer natürlichen Gestalt so lebhafft in das Auge, daß sie mich bald zum Erbarmen, und bald zum Lachen bewegten. Ich erkannte die allgemeine Men-

Digitized by Google

schen-Pflicht, das Band der Gesellschafften, und als die Stütze der menschlichen Glückseeligkeit. Dieses erweckte in mir eine unaufhörliche Begierde, meine natürlichen Kräffte aufzusuchen, dieselben zu bessern, und mich als einen rechtschaffenen künfftigen Welt-Bürger in dem gemeinen Wesen brauchbar zu machen. Ohngeachtet es nun meine Aeltern an allen demjenigen, was eine vernünfftige Erziehung und Unterrichtung der Jugend erfordert, nicht fehlen liessen, so daß mir von meinen ersten Jahren an durch einen guten Privat-Unterricht der Weg zu allen guten Künsten und Wissenschafften gebahnet wurde; so schätzte ich mich dennoch nicht für den Glückseligsten, von solchen Eltern gebohren zu seyn, bey welchen ein gewisses herrschsüchtiges und murrisches Bezeigen bey Erziehung ihrer Kinder gar öffters die Vernunfft überwog. Und eben dieses sträffliche Verfahren machte mir auch meinen Lehrmeister verhast. Nunmehro faßten meine Eltern den Entschluß, mich in eine öffentliche Schule zu schicken. Nichts konnte mir empfindlicher seyn, als dieser Ausspruch. Der sclavische Zwang, das murrische Wesen, die furchtbaren Minen, und das gravitätische Aufblehen der meisten Schulmonarchen hatten mir die öffentlichen Schulen so verhast gemacht, daß ich sie so sehr, als Ketten und Bande scheuete. Einem so widrigen Schicksal zu entgehen, weil ich wohl wuste, daß der Entschluß meiner Eltern unwiderrufflich war, begab ich mich auf die Flucht. Ich schätzte mich glückseeliger, bey Wasser und

Digitized by Google

Brod diesem Kercker zu entgehen, als unter den Fesseln in vollen Ueberfluß zu leben. Ich packte meine besten Bücher zusammen, und machte mich wider alles Vermuthen der Meinigen, in meinem 12. Jahre aus dem Staub. Meinen Aufenthalt suchte ich nahe bey einer grossen Stadt in einem geringen Dorffe in einer schlechten Bauern-Hütte. Meine Nahrung verschaffte ich mir dadurch, daß ich in dasiger Gegend allerhand Schwämme, Schnecken, Erdbeere und dergleichen aufsuchte, und sie in die benachbarte Stadt zum Marckte trug. Ein Fisch- und Krebsreiches Wasser, welches sich durch diese Gegend ergoß, reichte mir einen ergiebigen Zufluß an Lebens-Mitteln. In dieser ruhigen Einsamkeit war die Erlernung der Sprachen und anderer Schul-Wissenschafften, wozu ich bereits zu Hause einen tüchtigen Grund geleget hatte, meine angenehmste Beschäfftigung. Vier Jahre brachte ich damit zu, bis ich mich tüchtig befand, eine benachbarte hohe Schule zu beziehen. Es war mir diese neue Lebens-Art um so viel vergnügter, je mehr ich durch die Erfahrung erkannte, daß man hohe Schulen mit Recht Sitze der anständigen Freyheiten nennet. Ich berichtete diese Ankunfft meinen Eltern: und diese wurden um so viel eher ausgesöhnet, je erfreueter sie waren, mich noch in der Welt zu wissen. Sie schickten mir die nöthigen Gelder zu meinem academischen Unterhalt. Kaum hatte ich die gewöhnlichen drey Jahre daselbst zurück geleget; so wurde mir durch die Bekanntschafft mit einen

Land-Cavalier das Amt eines gerichtlichen Inspectors über einige Dorffschafften zu Theile. Mein Auskommen war sehr reichlich und meine Freyheit, weil ich unter niemand anders als unter einem gütigen Patron stunde, hielte ich für ein unschätzbares Kleinod. Nunmehro sahe ich wohl ein, daß es mir bey meinem austräglichen Amte an nichts mehr, als an einer angenehmen Mitgenoßin meines Vergnügens fehlte. Alleine weit gefehlt, daß ich mich so frühzeitig in dieses Netz verwickeln sollte lassen. Das heroische Bezeigen meiner Mutter, wodurch sie meinen Vater, welcher der vernünfftigste Mann von der Welt war, zum förmlichen Sclaven machte, die lehrreichen Beyspiele, welche ich auf Academien unter Ehe-Leuten mit angesehen hatte, die listigen Handgriffe, womit die Gemahlin meines Patrons einem so gescheiden und offenen Kopffe das Seil über die Hörner warff, waren mir die beweglichsten Redner, welche mich ohne Aufhören vom Heyrathen abmahnten. In dieser Absicht lernete ich, da ich zu meinem reiffen Verstand gelanget war, noch mehrere Ehen kennen, und wurde dadurch von Tage zu Tage in meiner Meynung bestärckt, daß die Regiersucht der Weiber allgemein sey.

So viel traurige Exempel musten mich nothwendig auf den vesten Entschluß bringen, mich niemals zu verehlichen, sondern den Rest meines Lebens in ungestöhrter Freyheit zu zubringen, und den Besitz dieses unschätzbaren Kleinods, welches ich zeithero mit so vielen Beschwerlichkeiten be-

hauptet

hauptet hatte, bis an das Ende meiner Tage zu genießen.

Alleine Menschen sind Menschen. Wir verändern uns offt in einem Augenblick, und was wir vorhero äusserst gehasset, wird uns auf einmal das liebste und angenehmste. Unsere Begriffe ändern sich. Wir sehen die Sache mit gantz andern Augen an, und fassen endlich einen Entschluß, welchen wir vor kurtzen an andern mit Verachtung und Erbarmen angesehen. Und eben dieses Schicksal muste ich auch an meiner eigenen Person erfahren. Die Untreue des Gesindes in meinem Hauswesen, die angenehme Vorstellung eines vertraulichen Umgangs mit einer auserwählten Freundin, der Mangel an Wartung und Pflegung bey meinen ziemlich überhand nehmenden Unpäßlichkeiten, die schlechte Zubereitung der Speisen, und das unaufhörliche Zureden guter Freunde, sonderlich aber des schönen Geschlechtes, welches ohnedem in dem Heyrathen das höchste Guth zu suchen scheinet, bewogen mich zu einigen Nachsinnen. Ich stellte mir die Bürden des Ehestandes schon etwas erträglicher für. Ich dachte, vielleicht sind die Männer selbst an ihrer Erniedrigung Schuld, vielleicht versehen sie es gleich im Anfang, vielleicht sind nicht alle Frauenzimmer so geartet. Es giebt doch auch noch zärtliche Schönen, dachte ich, die sich durch vernünfftige Vorstellungen gewinnen lassen, oder doch zum wenigsten nachgeben, wenn man ihnen einmal seinen Unwillen auf eine nachdrückliche Art zu erkennen giebt. Die-



ses nimmt mich nicht Wunder, wenn eine reiche Person, welcher der Mann sein gantzes Glück und Aufnehmen zu dancken hat, sich zur Befehlshaberin aufwirfft. Eine arme aber, welche durch ihren Mann zu Ehren und Gütern gelanget, und nur einen Gran Vernunfft und Zärtlichkeit besitzet, könne sich ja unmöglich ein solches widersinnisches Bezeigen in den Sinn kommen lassen. Diese Ueberlegungen machten mich auf einmal zu einen gantz andern Menschen. Da ich vorhero die Erforschung und Kenntniß der Weiber-List meine vornehmste Beschäfftigung seyn ließ, und aus einer so lebhafften Ueberzeugung das Heyrathen auf ewig verredete; so faßte ich nunmehro aller gegenseitigen Vorstellungen ungeachtet, welche mir jetzo gantz matt und krafftloß schienen, den vesten Entschluß, mich zu verheyrathen. Armseliger Entschluß, welcher so viel tausend mißvergnügte Stunden nach sich gezogen! Es hielt sich damals in der Behausung meines Principals eine arme Priesters-Tochter auf, welche die Stelle eines Cammer-Mädgens versah, aber um ihres verdienten Vaters willen von ihrer Herrschafft besonders werth gehalten wurde. Auf diese richtete ich nunmehro eintzig und allein meine Gedancken. Der vornehmste Grund, warum ich mir solche zu meiner künfftigen Frau ausersehen, war dieser, weil sie arm war, und eine besondere Zärtlichkeit ihres Hertzens durch ihre sittsamen Minen zu erkennen gab. Dessen ohngeachtet stunde mir noch viel im Wege. Ich dachte bey mir selbst, könnte

dieses

dieses nicht ein bloß erzwungenes Wesen seyn, welches sie nur auf eine Zeitlang annähme, um sich bey ihrer Herrschafft in der bisherigen Gunst und Gewogenheit zu erhalten? Könnte sie diese Gestalt nicht ablegen, so bald sie durch ein unzertrennliches Band mit einem Manne verknüpfft wäre? Könnte sie nicht durch andere herrschsüchtige Weiber bey den vortrefflichsten Gemüths-Gaben verführet werden? Inzwischen richtete ich nunmehro meine Augen beständig auf sie. Ich merckte genau auf ihre Leidenschafften. Ich ließ mich durch gewisse Personen bey andern, welche sie genauer kannten, nach ihrer Auffühhrung erkundigen. Ich suchte sie öffters Gesprächs-Weise in Affect zu bringen, und was dergleichen Versuchungen mehr waren. Bey allen diesen konnte ich nicht die mindeste Spur einer ungemässigten Leidenschafft entdecken. Ein liebreiches und sanfftmüthiges Wesen schien bey ihr zur andern Natur geworden zu seyn, so, daß sie solches auch gegen die Dienst-Mägde, welche ihr untergeben waren, nicht bergen konnte. Damit ich mich aber in meinem Urtheil um so viel weniger betrügen möchte; so setzte ich mir noch zwey Jahre zur Bedenck-Zeit aus, ehe ich von meinem Vorhaben nur das geringste mercken ließ. Ich beobachtete sie genau, und nichts entgieng meiner Aufmercksamkeit, woraus man sonst die Gemüther der Menschen zu erforschen pfleget. Nunmehro, glaubte ich, weil von mir alle mögliche Vorsicht angewendet worden, den ruhigen Besitz meiner Freyheit in dem Ehestande

so

so gut, als bey meinem einsamen Leben zu behaupten. Ich entdeckte der Schönen meine Absicht, und wurde ohne vielen Umschweiff mit einem angenehmen Ja erfreuet. Der Tag zu unserer Hochzeit wurde sogleich vestgesetzet, und ich war von ihr so eingenommen, daß ich mich für Vergnügen selbst nicht fühlte. Ich merckte dahero nicht, wie ich jetzo wohl einsehe, daß bey Veranstaltung der Hochzeit schon alles nach ihrem Sinne gehen muste, daß auch so gar mein Ehren-Kleid nach ihrem Geschmack erwählet wurde, und daß überhaupt der Saame zu ihren künfftigen Regimente schon damals Wurtzel zu schlagen anfieng. Bey der priesterlichen Einsegnung ereigneten sich zwey merckwürdige Umstände, welche ich ihrer Bedeutung nach aus dem Erfolg gar wohl verstehen konnte. Der erste war dieser, daß ich, indem ich den gewöhnlichen Gebrauch nach nieder knien wollte, bey Verlesung der Worte: **Und er soll dein Herr seyn**, mit dem Schenckel an zu wancken fieng, und weil ich mich unmöglich erhalten konnte, gar zu Boden fiel. Der zweyte war noch merckwürdiger, wir wurden auf einem grossen Saale getrauet. An den Seiten desselben waren hin und wieder verschiedene Hirschgeweyhe vest gemacht, welche die Stelle der gewöhnlichen Wand-Leuchter vertraten. Zu meinem Unstern muste sichs eben fügen, daß ich bey der Trauung unter ein solches Hirschgeweyhe unvermerckt zu stehen kam, und zwar so genau, daß es den Umstehenden schiene, als wäre solches an meinen Kopff ordentlich angepast,

Digitized by Google

angepaßt. Diese Vorbedeutung schlug ich damals gantz leichtsinnig in den Wind, und stellte bey der Trauung allerhand erbauliche Betrachtungen über meine künfftige Hoheit an. **Dein Wille soll deines Mannes Willen unterworfen seyn, und er soll dein Herr seyn,** dachte ich bey mir selbst, sind gar bedenckliche Worte. Ein Befehl des obersten Befehlshabers muß wohl unverbrüchlich gehalten werden, und wenn nur noch ein Funcke Religion in einer solchen Seele anzutreffen, so wird sie sich nicht in den Sinn kommen lassen, diesem unveränderlichen und ewigen Ausspruch entgegen zu handeln. Die Stelle zur rechten Hand, welche ich damals von Rechtswegen einnahm, bestärckte ich in meinen erhabenen Gedancken. Und so weit giengen die Gräntzen meiner ehelichen Herrschafft. Denn des Nachts, da wir uns zu Bette begaben, machte sie mir schon die Oberstelle streitig, und beharrete darauf, für beständig rechter Hand zu liegen, ob sie gleich ihr Verlangen damals noch sehr künstlich zu bemänteln wuste. Dieses war schon ein kleiner Vorschmack meines künfftigen Schicksals. Denn nunmehro muste ich schon an mir erfahren, was jener geschickte Dichter von dem Anfang der weiblichen Herrschafft schreibet:

Denn ihr fällt schon am dritten ein
Sich majestätisch zu gebehrden,
Am vierten Tage stumm zu seyn,
Und an dem fünfften kranck zu werden,

Bis

Digitized by Google

Bis sie nunmehr behertzt es wagt,
Am sechsten heroisch zu befehlen
Am siebenden auf ihre Magd,
Am achten auf den Mann zu schmälen.

Die gewöhnlichen Lustbarkeiten des Hochzeit-Festes waren kaum geendiget; so dachte sie schon auf eine dauerhaffte Gründung ihrer Herrschafft. Denn wie dieses ein Vortheil für die Männer ist, daß sie gleich im Anfang ihren Weibern den Zügel nicht zu weit lassen; also weis sich auch das weibliche Geschlecht dieses Handgriffes, den Mann nicht allzuhoch empor schwimmen zu lassen, mit Vortheil zu bedienen. Und es ist wahr, weil die Liebe noch brennend war, und ich nichts weniger vermuthete, ein Sclave von dieser zärtlichen Schönen zu werden; so gelung es ihr, mich zu bethören. In Einrichtung des Hauswesens überließ ich ohnedem aus Höflichkeit das meiste ihrem eigenen Gutachten, und sie wuste mich mit solchen glatten Worten zu bereden, daß es ihr das angenehmste Vergnügen von der Welt wäre, mich dieser Last und einem Mann unanständigen Beschäfftigung zu überheben, so daß ich hertzlich froh war, mich dieser Bürde entlediget zu sehen, und um das Hauswesen und den dazu erforderlichen Aufwand gar nicht mehr bekümmert war. Den freyen Zutritt zu der Geld-Cassa suchte sie auf eine gar listige Art zu behaupten. Sie machte mir ein Präsent mit einem zierlichen Schreib-Schranck darinnen allerhand

Fächer

Fächer waren, so daß er auch zur Verwahrung des Gelds sehr bequem war. Sie zeigte mir den Schranck gleich anfangs offen, und ich säumte nicht lange das Geld hinein zu bringen! Als dieses geschehen war, brachte sie zwey Schlüssel hervor, und überreichte mir einen davon. Sie fragte zugleich, ob es ihr nicht vergönnt wäre, einige Fächer zu ihrem Putzwerck einzunehmen. Schanden halber konnte ich ihr dieses nicht abschlagen, und also hatte sie ihren Wunsch erreichet, um so viel eher, je weniger ich mir damals in den Sinn kommen ließ, da es auf eine solche List angesehen wäre. Sie dingte sich eine Magd, welche vorhero schon ihre Vertraute war, und mit dieser kehrte sie beynahe das gantze Haus um. Besonders aber war dieses eine ihrer listigsten Handgriffe, daß sie sich das untere Zimmer zur Wohnung ausbath. Denn da ich nunmehro oben wohnte, so hatte sie den Vortheil in Händen, daß sie alles wissen konnte, wer bey mir aus und eingieng, daß sie nach Gutbefinden Leute abweisen und zu mir lassen konnte, vor sich aber die bequemste Gelegenheit zu Ausführung ihrer Desseins hatte, wovon ich, weil meine Stube in den Hof gelegen war, wenig oder nichts wissen konnte. Meinen Schreiber und Bedienten suchte sie durch ansehnliche Hochzeit-Geschencke auf ihre Seite zu ziehen. Den ersten brachte sie auch in kurtzer Zeit dahin, daß er mir heimlich nachgehen muste, so offt ich ausgieng, und sich damit recht emsig beschäfftigte, ihr die geringsten

Kleinig-

Digitized by Google

Kleinigkeiten zu hinterbringen. Weil sich aber der Letzte nicht zu diesem weibischen Handwercke gebrauchen lassen wollte; so suchte sie mir solchen verhaßt zu machen. Sie nahm etliche kenntbare Thaler von unserm Hochzeit-Geschencke, aus dem Geld-Schranck, und legte sie an einen verborgenen Ort in des Bedienten Kammer. Sie sagte mir, es fehlten etliche Thaler, sie müsten nothwendig durch jemand im Hause diebischer Weise entwendet worden seyn. Wir schickten das Gesinde aus, suchten in ihren Kammern nach, und fanden das Geld in der Kammer des Bedienten. Nun wuste sie wohl, daß ich einen Menschen, welcher mir eine geraume Zeit mit willigen Gehorsam gedienet hatte, nicht öffentlich prostituiren würde. Und also leitete sie mich auf einen Entschluß, welcher ihr der angenehmste von der Welt war. Ich sagte männlich, so bald der Bediente nach Hause kam, **gehet eure Wege ohne die geringste Widerrede.** Der Kerl unterstunde sich nicht zu fragen, trat ab und wundert sich.

Zu allen diesen Unternehmungen brauchte sie nicht mehr als die zwey ersten Tage nach der Hochzeit. Am dritten Tage schien sie gegen mich schon gantz ernsthafft zu seyn. Ich fragte nach der Ursache, und sie gab mir die Antwort: es wäre dieses ein Erfolg von der Aergerniß, welche sie des Tages vorher mit dem Bedienten gehabt. Nachmittags liessen sich einige gute Freunde melden. Dieser Besuch mochte ihr etwas unbequem fallen.

fallen. Dahero fiel sie mir gleich bey Anbefehlung des Gegen-Compliments in das Wort und sagte, sie befände sich für ihre Person gantz unpaß, und ihr Mann hätte heute noch wichtige Verrichtungen vor. Diese Kühnheit war mir ein Donnerschlag in das Hertze. Inzwischen ließ ich es für diesesmal bey dem unhöflichen Gegen-Compliment bewenden, und begab mich, ohne weiter mit ihr zu sprechen auf meine Stube. Nun dachte ich bey mir selbst: Ein schöner Anfang. Ist dieses der dritte Tag, was will erst in vielen Jahren werden? Ist dieses der Lohn einer so behutsamen Vorsicht? Ist es wohl möglich, daß sich ein Kind der Finsterniß in einen solchen Engel des Lichts verstellen konnte? Vielleicht hatte sie höchst wichtige Ursachen, diesen Besuch abzuschlagen. Indem ich mich mit diesen Gedancken beschäfftigte, trat mein Bedienter in die Stube, welchen ich den vorhergehenden Tag aus dem Haus gejaget hatte. Er bath mich flehentlich, ihm die Ursache dieses plötzlichen Wiederwillens anzuzeigen. Ich trug kein Bedencken, ihm solche rund heraus zu sagen, und wies ihm im Zorn die Thüre. Indem ich solche sehr schnell eröffnete; sahe ich meine Frau, und hatte sie zu allem Unglück, hart an den Kopf gestossen. Ich merckte nunmehro wohl, daß sie uns behorchet hatte. Sie verbarg ihren Schalck, so gut sie konnte, gieng in meine Stube und verließ mich nicht eher, als bis der Bediente mit einem derben Verweiß seine zweyte Abfertigung erhalten.

Digitized by Google

Nunmehro giengen mir die Augen immer weiter auf. Des Nachmittags gieng ich unter dem Vorwand, einen Fremden zu sprechen, in den Gast-Hof, ließ den Bedienten ruffen, und fragte ihn auf das schärffste nach den wahren Umständen. Er versicherte mich unter vielen Thränen auf das beweglichste, es wäre ihm ein solches schändliches Vergehen niemals in den Sinn gekommen, er hätte mir bereits lange Jahre so treue Dienste geleistet, so viel aber habe er an meiner Frau bemercket, daß sie ihme sogleich gehäßig worden, als er ihr auf einige Fragen von meinen ehemaligen Umständen nicht Rede und Antwort geben wollen. Mit dem Schreiber hingegen und mit der Magd habe sie sich etliche Tage her, sehr vertraut unterredet. Nunmehro wurde es in meinen Augen lichte, besonders, da ich von dem Wirth hörte, daß mir meine Frau nachgeschicket hätte, und sich erkundigen lassen, was für ein Fremder bey ihm logirte. Man bilde sich ein, wie mir darüber zu Muthe ward. Ich eilte wieder nach Hause, und konnte meinen Unwillen, so gern ich auch wollte, nicht gäntzlich bergen. Sie hatte inzwischen schon erfahren, daß ich heimlich mit dem Bedienten geredet, und stellte sich, ihren Verdruß zu verbergen, diesen Abend kranck. Nun befande ich mich in der äussersten Zerstreuung. Ich gieng mit mir zu Rathe, ob es besser sey, zu gelinden oder strengen Mitteln zu greiffen. Endlich wurde ich schlüßig, ihr meine wahre Mei-

Meinung recht offenherzig zu entdecken und ein so unanständiges Bezeigen ihr nachdrücklich zu verweisen. Alleine weit gefehlt. Kaum hatte ich nur durch etliche Worte meinen Unwillen zu erkennen geben; so fiel sie mir in die Rede und sagte, wenn ich eine Freude daran hätte, ihre ohnedem empfindliche Kranckheit durch beißende Reden noch empfindlicher zu machen; so könnte ich immer fortfahren. Ich dachte bey mir, aus zwey Uebeln das geringste zu erwählen, sey es vorjetzo rathsamer zu schweigen.

Und biß hieher war es ihr in ihren Unternehmungen noch so ziemlich gelungen. Weil sie aber besorgte, ich möchte seinmal loßbrechen; so legte sie sich aufs Bitten, und wuste sich eine zeitlang des sinnreichen Ausspruchs jenes Poeten recht meisterlich zu bedienen:

Durch Bitten herrscht das Weib und durch
Befehl der Mann,
Die erste, wenn sie will, der andre wenn er
kann.

Nun hatte ich mir ernstlich vorgesetzt, meinen Schreiber, als welcher sich von ihr zu allerhand hinterlistigen Streichen brauchen ließ, gar aus dem Hause zu thun. Alleine sie wuste mir durch ihre schmeichlerischen Liebkosungen diesen Menschen so unschuldig abzumahlen, daß ich dadurch auf einmal auf ganz andere Gedancken gebracht wurde. Sie unterrichtete ihn, daß er gegen mich eine gewisse Vertraulichkeit simuliren, und mit aller-



allerhand geheime Nachrichten, jedoch ohne ihren Nachtheil, von ihr hinterbringen müste. Ich glaubte ihn auch nunmehro auf meiner Seite zu haben und behielt ihn gantzer 6. Jahre in Diensten. Dieser Handgriff war ihr eine Zeitlang ungemein vortheilhaft. Durch Bitten begehrte sie noch eine Magd: Durch Bitten begehrte sie eine von ihren Anverwandten in mein Hauß: Durch Bitten grieff sie mir ins Amt: Durch Bitten hielt sie mich von allen Gesellschafften ab. Kurtz was sie durch List nicht mehr behaupten konnte, erlangte sie nunmehro durch Bitten.

Hier gieb wohl acht, bedrängter Mitbruder, wie das Hertz eines Mannes nach und nach verstricket wird. Es ist wahr, ihr dominantes Wesen fiel mir mehr als einmal in die Augen, und machte mir ihre Person zu manchen Stunden so verhast, daß, ob sie gleich in ihrer Jugend eine ausbündige Schönheit war, ich sie dennoch nicht vor meinem Angesicht leiden konnte. Meine Liebe war zu gewissen Zeiten so sehr verloschen, daß ich mir meine Schöne unter dem abscheulichsten Bildniß vorstellte. Hieraus mercke man, was äusserliche Schönheit sey, wenn sie nicht mit der Schönheit des Gemüthes verbunden ist. Nunmehro kann ich mir aus eigener Erfahrung begreiflich machen, was ich sonst nicht einsehen konnte, wie es möglich ist, daß auch die unförmlichsten Personen, wenn ihre Gemüther zusammenstimmen, einander wahrhafftig lieben können. So bald sich nun meine Frau aufs

Bitten

Bitten legte und mir mit angenehmsten Liebkosungen entgegen kam, so bald wurde ich auch anders Sinnes. Meine Liebe bekam dadurch neuen Zunder, und ich wurde nunmehro recht sinnreich, sie selbst zu entschuldigen. Ich bildete mir ein, vielleicht hat sie verborgene Ursachen zu ihren Unwillen gehabt; vielleicht ist sie auch wircklich kranck gewesen; vielleicht hat sie vieles aus Uebereilung gethan und was dergleichen Entschuldigungen mehr waren. Allein diese gutherzigen Gedancken wurden mir gar bald verrücket: denn drey Tage darauf gieng ich des Abends in eine Gesellschaft, wo gespielet wurde. Um eilf Uhr giengen wir aus einander. Ich legte mich darauf zu Bette, konnte aber vor Gedancken nicht gleich einschlafen. Inzwischen stieg meine Frau aus dem Bette, weil sie glaubte, ich wäre schon eingeschlafen, und zählte das Geld, wie ich bey dem Nacht-Lichte, durch den Vorhang, gar wohl wahrnehmen konnte, aus meinen Bein-Kleidern. Ich konnte mir nicht einbilden, was die Absicht dieses seltsamen Unternehmens wäre, bis sie mir den andern Tag verschiedene mal vom verlieren beym Spiel vorpredigte. Ich konnte nun gantz leicht einsehen, daß sie das Geld, welches ich bey mir führte, schon die Nacht vorher muste gezählet haben, weil sie von dieser Zusammenkunfft gewust hatte, um zu erfahren, wie viel ich im Spiel verlohren hätte. Dieser hinterlistige Streich brachte mich auf einmal in den Harnisch. Ich hielt ihr dieses

ungereimte Bezeigen nachdrücklich vor, da sie wuste, daß ich ohnedem wenig auf das Spiel setzte und überhaupt wenig Vergnügen daran fand. Ihre gantze Antwort bestund in weinen. Ich stellte mir anfangs vor, es geschähe dieses aus Zärtlichkeit, und es fieng mich auch an zu reuen, daß ich ihr ein böses Wort gegeben hatte. Allein nachdem ich in etlichen Stunden kein Wort aus ihr bringen konnte, so merckte ich bald daß es nur Boßheits-Thränen waren. Und dieses war bereits der dritte Weeg, sich meiner zu bemächtigen. Ich wurde darauf in diesen Gedancken noch mehr bestärcket, da ich sehen muste, daß sie eine geraume Zeitlang alles durch Weinen nach Art der Kinder zu erhalten suchte. Wollte ich Abends ausgehen, so weinete sie. Wollte ich ein neues Kleid haben; so weinete sie. Wollte ich des Abends nicht um 9. Uhr schon die Feder weglegen und mit ihr zu Bette gehen; so weinete sie. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit einer gewissen Dame, welche ihren Mann durch Lachen beherrschte, daß ist, wenn er etwas befehlen wollte, so lachte sie ihn aus. Hier war accurat das Gegentheil, und ich kann nicht sagen, welches besser ist, durch Lachen oder durch Weinen beherrscht zu werden.

Alles dieses gehörte noch zu den göldenen Zeiten. Dann da sie kurz darauf schwanger wurde, hilff Himmel, wie wurde ich in die Enge getrieben! War ihr nur das geringste nicht anständig; so fiel sie auf das Bett und stellte sich kranck.

Merckt

Merckt es euch, geliebten Mit-Brüder, die Schwangerschafft ist eine Erndte der Weiber, und ein Fegfeuer der Männer. Was sie sonst selbst für unmöglich halten, muß diese Zeit zur Wircklichkeit bringen. Nunmehro durffte ich bey nahe nicht mehr von ihrer Seite gehen. Kaum hatte ich eine eintzige Stunde zum Besuch eines Freundes gewiedmet; so war sie entweder so kühn, mich aus der Gesellschafft öffentlich abruffen zu lassen, oder wenn ich nur eine Minute über die Zeit ausbliebe (denn ich muste vorhero die Stunde bestimmen) so stellte sie sich so tödtlich kranck, daß ich nicht anders glaubte, es wäre um die Frau und um das Kind in Mutterleibe geschehen. Eine neue Art von Fesseln, womit sie mich zu zwingen suchte! Denn nachdem ihr entweder das verstellte Weinen allzu beschwehrlich fallen mochte, oder sie, nachdem ich ihr darbey gantz kaltsinnig begegnete und mich von ihr entfernte, nicht mehr die verhofften Würckungen davon verspürte: so bediente sie sich dieses Handgriffs. Die gantze Zeit ihrer Schwangerschafft hindurch, wollte ich Verdruß, Aergerniß und üble Zufälle vermeiden; so muste ich ihr wohl zu gefallen leben. Sie wuste mir so meisterlich vorzustellen, wie sauer und gefährlich ihr diese Bürde wäre, ich könnte ihr schon zu ihrer Erleichterung, da die Weiber bey ihrer Schwangerschafft ohnedem sehr empfindlich wären, etwas nachgeben. Ich ließ mich von neuen einnehmen und willigte in alles, was sie verlangte, in Hoffnung, daß

diese mühseelige Zeit bald überstanden seyn würde. Einen Streich aber, welchen sie mir kurtz vor ihrer Niederkunfft spielte, machte mir in meinem Gemüthe einen so tieffen Eindruck, daß er mir noch immer vor Augen schwebet.

Ich wurde nehmlich gewahr, daß mein sonst reichliches Einkommen jetzt beynahe nicht mehr zureichend seyn wollte, ohngeachtet mein ehemaliger Tisch durch meine Frau um ein sehr geringes verbessert wurde. Ich machte mir allerhand Gedancken darüber, biß ich endlich durch einen ungefähren Zufall hinter die Spuren kam. Ich ließ einen Fascickel Acten hefften, und hierzu hatte ich etwas Wachs nöthig. Nun erinnerte ich mich, in dem Kleider-Schranck meiner Frauen einen gantzen Guß, so wie er von den Wachs-Händlern verkauffet wird, gesehen zu haben, und forderte von ihr den Schlüssel. Sie gab vor, sie liesse dieses Wachs nicht verstümmeln, sie wollte mir ein anders holen lassen. Dessen ohngeachtet verlangte ich den Schlüssel, konnte aber solchen auf keine Art weder durch Bitten noch Drohen von ihr erhalten. Ich schickte die Magd nach dem Schlosser. Sie brachte die Antwort zurücke: Er wäre nicht anzutreffen gewesen. Ich schickte den Schreiber, und er brachte mir gleiche Nachricht. Zu allem Glücke wartete einer von meinen Clienten auf die Ausfertigung eines Schreibens in meinem Hause. Diesem befahl ich, den Schlosser zu holen, und er brachte ihn auch sogleich mit. So bald er den Schranck geöffnet hatte, suchte ich

nach

nach dem Wachs, welches hinter dem weissen Zeuge verborgen lag. Zu meiner grösten Verwunderung war solches so schwer, daß ich es kaum heben konnte. Sie hatte es nemlich sehr künstlich ausgehölet, und nach und nach mit dem Gelde, welches sie mir entwendet, oder von Gerichts-Unterthanen zum Geschencke bekommen hatte, angefüllet, und oben mit einem Deckel so genau verwahret, daß man die Oeffnung kaum sehen konnte. Dieser niederträchtige Streich war mir einer der empfindlichsten, besonders da ihre Sammlung bereits auf etliche hundert Thaler angewachsen war. Ich brachte noch über dieses in Erfahrung, daß sie ihrer Muhme, welche ich auch in meinem Hause erhalten muste, vieles heimlich zugewendet hatte. Dessen ohngeachtet, wollte ich für diesesmal ihrer schonen, weil sie hoch schwanger war, und sagte dahero nichts mehr, als dieses, daß ich einen ansehnlichen Schatz in ihren Schrancken gefunden hätte. Sie gab zur Antwort: das wüste sie wohl, wer mir geheissen hätte, mich daran zu vergreiffen, es wäre ihre gantze Baarschafft, welche sie sich als einen Nothpfennig in ihren Diensten gesammelt hätte, und ich möchte ihr nur diesen Augenblick das Geld in ihre Hände liefern. Nun war ich von ihrer Untreue vollkommen überzeuget, besonders da ich einige Stücke Geld darunter fand, welche ich noch von Universitäten her gespahret hatte, dergleichen Art Müntzen ohnedem mit unter die rarsten zu zählen sind. Meine gantze Gegen-Antwort war diese:



ich wollte die Sache genauer untersuchen, und gieng mit dem Geld nach der Thür zu. Auf einmal veränderte sie ihre Gebehrden, fiel nieder zur Erde, und simulirte eine hinfallende Sucht. Ihr Ansehen war so scheußlich, daß ich aus Bestürtzung das Geld auf ihren Nacht-Tisch setzte, und froh war, daß ich die Thüre erreichet. Kaum war ich hinaus gegangen, so stunde sie frisch und munter wieder auf, griff nach dem Gelde, und zehlte solches. Jämmerliches Schicksal, ruffte ich aus, muß denn eben diejenige an meinem Vermögen zur Diebin werden, welche ich zu dessen Erhaltung auserseben! Boßhaffte Seele, welche eine Kranckheit, die als eine der schärffsten Zucht-Ruthen des menschlichen Geschlechts anzusehen, zum Deck-Mantel ihrer schändlichen Gewinnsucht macht! Ich blieb darauf etliche Tage auf meiner Stube, und war auf Mittel und Wege bedacht, diesem verderblichen Leben ein Ende zu machen.

Inzwischen kam die Zeit ihrer Geburth herbey, und wir wurden mit einem jungen Sohne erfreuet. Dieser erwünschte Erfolg erregte in mir eine so außerordentliche Freude, daß ich mich von neuen mit ihr aussöhnte. Dieser Gelegenheit wuste sie sich auch so vortrefflich zu bedienen, daß sie mir mein unartiges Bezeigen noch zu verweisen schiene, und also dadurch ihr Regiment von neuen bevestigte. Bey den Tauff-Ceremonien wurde alles auf ihr Angeben veranstaltet, so daß ich auch die Gevattern eintzig und allein nach ihrem Sinne erwählen muste. Alles dieses war mir noch ziemlich

lich erträglich, weil ich mir die sichere Rechnung machte, mit dem Ende ihrer Schwangerschafft von meinem bisherigen Uebel vollkommen erlöset zu werden, denn ich hatte mir nun ernstlich vorgesetzet, nach dem Verfluß dieser Zeit eine gantz andere Gestalt anzunehmen, und die Vorrechte eines Mannes, welche in den göttlichen und weltlichen Rechten so fest gegründet sind, mit äussersten Kräfften zu behaupten. Alleine die darauf folgenden sechs Wochen waren schon ein neues Vorspiel von meinem künfftigen Schicksale. Diese Zeit über lebte ich in einer förmlichen Gefangenschafft. Kaum durffte ich mich so lange von ihrem Bette entfernen, daß ich meine nöthigsten Amts-Geschäffte abwarten konnte. Ich kam in keine Gesellschafft mehr, und meine Freunde, mit welchen ich sonst Umgang pflog, hatten mich schon pro civiliter mortuo erkläret.

Nachdem die sechs Wochen vollendet waren, wachte ich des Morgens mit einem sehr ernsthafften Gesichte auf, und als mir meine Frau einen guten Morgen both, danckte ich ihr mit einer sehr heroischen Mine. Sie fieng an zu reden, ich antwortete aber wenig oder nichts, biß ich endlich mit folgenden Worten heraus brach: **Es ist einmal Zeit, Madame, daß ich auch rede. Ich habe nun lange genug gefrohnet, und bin dieses Lebens vollkommen satt. Aus einer wahrhafften Zuneigung habe ich in Anfang gar vieles übersehen, und gewisse Ursachen haben mich noch zur Zeit zurück gehalten, diejenige**

Gewalt, wozu mich die göttlichen und weltlichen Gesetze berechtiget, würcksam zu machen. Nunmehro aber bin ich nicht gesonnen, einen Augenblick mehr zu verlieren, um mich aus dieser verdammten Sclaverey, es sey durch Güte oder Gewalt, loß zu reißen. Ich verlange keine Sclavin zur Frau. Finde ich die gewünschte Aenderung; so werden wir inskünfftige als Freunde leben, welche unter sich gleiche Rechte haben: bleibet es aber bey dem vorigen, so will ich auch wahrlich zeigen, daß ich Mann bin. Es ist wahr, diese Rede war mir, weil ich schon offt darauf studirt hatte, noch so ziemlich geglücket. Meine Frau aber hatte indessen ihren Kopff unter das Deckbett gestecket. Zu allem Unglück hatte ich aus Eyffer mit der Hand auf die Bettpfoste geschlagen, und mich an einem Nagel hart verwundet. Wieder ein Zeichen, dachte ich, welches mir wenig Gutes hoffen läst, und wovon ich sogleich auch den Anfang der Erfüllung sahe. Ich konnte nemlich aus der Bewegung des Deckbetts nicht undeutlich mercken, daß meine Frau darunter hertzlich lachte. Dadurch wurde ich nun, wie leicht zu ermessen, in den hefftigsten Zorn gebracht, und als ich das Gelächter nun selbsten hörte, so fieng ich an mit der blutigen Hand auf das Deckbett loß zu treschen. Hilff Himmel was geschah? Meine Frau fuhr als eine Furie hervor, fiel mir in die Haare, zerkratzte mir das Gesicht, kniete mir auf den Halß, und richtete mich jämmerlich zu.

Ob ich gleich sonst eine ziemliche Stärcke besaß, so war mir doch vorjetzo aller Muth entfallen, und ich war so krafftloß, daß ich nicht das mindeste wider sie auszurichten vermochte. Hier sahe ich, daß der Grimm eines Weibes alle natürliche Stärcke eines Mannes überwog. Die Folgen dieses Sieges kan man leicht selbst errathen. Hatte sie vorhero noch glimpflich und bescheiden regieret; so wurde sie nun auf einmal zur Tyrannin. O armseeliger Corydon, dachte ich bey mir selbst, denn sagen durfft ich es nicht, wäre doch deine pathetische Rede gleich in der ersten Geburth erstickt: was hast du dadurch gewonnen? Unglückseeliger Tag, da du dieses Scheusal zuerst erblicket! Unglückseeliger Entschluß, der dich zum Heyrathen verdammet! Unglückseeliges Band, welches dich deiner Freyheit auf Zeit-Lebens beraubet!

Und von dieser merckwürdigen Schlacht fieng sich ein gantz neuer Zeit-Punct meiner Lebens-Geschichte an. Vorher hatte ich bey allen herrschsüchtigen Unternehmungen meiner Frauen noch erwünschte Zeiten. Denn sie hatte doch ihre Herrschsucht noch nicht öffentlich mercken lassen, oder dieselbe durch Zancken oder gar durch Thätlichkeiten zu behaupten gesucht. Nunmehro aber steckte sie ihre Sieges-Zeichen öffentlich auf. Sie widersprach mir in Gegenwart fremder Personen mit grosser Ernsthafftigkeit. Sie eignete sich die Geld-Cassa mit Gewalt zu. Sie that in meinen Amts-Geschäfften richterliche Aussprüche.

Sie

Sie brach mir vieles an der Bequemlichkeit und an den Speisen ab. Das Gesinde sahe mich beynahe mit verächtlichen Augen an. Dem Kinde durffte ich kein unsanfftes Wort geben. Kurtz, mein Schicksal wurde mir von dieser Zeit an von Tag zu Tag unerträglicher. Meine besten Zeiten hatte ich noch, so offt wir communicirten. Denn da verbarg sie ihren Schalck auf etliche Tage, und bezeigte sich gantz gelassen.

Nun, glaubte ich, wäre mein unglückliches Schicksal biß auf den höchsten Gipffel gestiegen, und ich konnte mir in der That keinen unglückseeligern Ehemann vorstellen, als unter meinem eigenen Bilde. Alleine dieses alles war noch nicht genug. Dann da unsere Liebe nun völlig verloschen war, so sahen sich ihre Augen nach andern um. Was mir dabey am empfindlichsten war, ist dieses, daß sie mich meiner vorher so eyfrig behaupteten Herrschafft zum Spott in meinem Sclaven-Stand noch mit Cronen beehrte. Es befand sich in unserer Gegend ein munterer Ritter, welcher meine Frau sehr wohl leiden konnte. Sie beredeten sich miteinander, daß er meine Bekanntschafft suchen sollte, damit sie desto bequemere Gelegenheit zu einem vertraulichen Umgang bekämen. Er ließ sich bey mir melden, erholte sich in einigen rechtlichen Angelegenheiten Raths, und bath sich meine Freundschafft aus. Kurtz darauf wurden wir in einer prächtigen Staats-Carosse zu ihm geholet. Ich hatte mir damals dergleichen Historien von meiner Frau noch nicht in den Sinn

kom-

kommen lassen, und weil ich mir sicher einbildete, es geschehe dieses alles um meiner grauen Haare willen; so ließ ich meinen hohen Gedancken mitten in meinen Fesseln einmal den Zügel, und blehete mich in diesem Staats-Wagen gewaltig auf. Bey unserer Ankunfft wurden wir sehr freundlich aufgenommen, und auf das prächtigste bewirthet. Die Mahlzeit war kaum geendiget; so kam ein Bothe mit wichtigen Briefschaften, welche mich nach Hause rufften. Der dienstwillige Cavalier both mir seinen Wagen an, und ich muste ihm die Versicherung geben, den folgenden Tag mit solchen wieder zurück zu kommen. Ich wuste nicht, daß dieses ein angestellter Handel von meiner Frau war, wozu sie den Schreiber vortrefflich brauchen konnte. Als ich aber wieder zurück kam, meine Frau abzuholen, so merckte ich aus ihren vertrauten Unterredungen mit ihrem Wohlthäter, aus ihrer öfftern Entfernung, und aus den ansehnlichen Geschencken, welche er ihr gemacht hatte, gar wohl, daß es nicht mehr um die gestrige Zeit war. Alleine was war zu thun? Keinen sichern Beweiß-Grund hatte ich nicht. Ich muste schweigen, und froh seyn, daß dieses der erste und letzte Besuch seyn sollte.

Inzwischen mochte mir meine Frau wohl abgemercket haben, daß ich hinter die Spur gekommen war. Dahero griff sie die Sache nunmehro etwas behutsamer an. Zu meinem Unstern muste es sich eben damals fügen, daß an diesen Ort wo wir wohnten, nach geendigten Kriegs-Unruhen



hen Soldaten verleget worden. Diese Würg-Engel und Friedens-Stöhrer des Ehestandes kamen mir eben zu recht ungelegener Zeit. Ich flohe daher auch ihren Umgang, so viel mir möglich war. Als ich aber am dritten Orte mit einigen Officiers in Gesellschafft kam, wo starck getruncken wurde; ließ ich mich durch ihre Flatterien dergestalt einnehmen, daß ich auf ihre höfliche Einladung versprach, mich des folgenden Tages bey ihnen auf eine Mahlzeit einzustellen. Ich fand mich auch würcklich ein, und wurde von ihnen sehr prächtig bewirthet. Nun erforderte der Wohlstand, ein gleiches zu thun, und ich lud sie auf den folgenden Tag in meine Behausung ein. So bald ich diese Nachricht meiner Frauen hinterbrachte; so schien sie im Anfang Himmel und Hölle zu bewegen. Sie sagte, einmal für allemal habe sie mit dieser Gastung nichts zu thun. Einmal hatte ich sie gebethen, und ließ deswegen das Essen meiner Frau, wie ich glaubte, zum Trotz in dem Gast-Hof zurichten, und in mein Haus tragen. Ich gab mir alle ersinnliche Mühe, meine Frau zu bereden, daß sie mit bey Tische erschiene: aber alles war umsonst. Meine Gäste stellten sich ein, und wunderten sich nicht wenig über die Abwesenheit desjenigen Gerichts, weßwegen sie eigentlich gekommen waren. Endlich aber gelung es mir, meine Frau, obgleich mit vielen Bitten dahin zu bewegen, daß sie sich nicht nur bey dem Abend-Essen einfand, sondern auch dasselbe selbst zurichten ließ. Und von dieser Zeit an wurde mein

Digitized by Google

Hauß ein ordentlicher Aufenthalt dieser dienstbaren Geister. Ich merckte nunmehro leider das Ziel, nach welchen sie schossen, und hätte auch leichtlich mercken können, daß ich, wenn es keine andere Bewandniß gehabt hätte, viel zu unvermögend gewesen wäre, meine Frau zu einem Gast-Geboth zu bereden, da ich öffters von ihr nicht die Erlaubniß erhalten konnte, aus dem Hause zu gehen.

Inzwischen hatte sie durch ihr listiges Bezeigen doch diesen Vortheil erhalten, daß ich, so offt ich meinen Unwillen nur im geringsten blicken ließ, den Vorwurff hören muste, daß ich diesen Gästen selbst den ersten Weg zu unserm Hause gebahnet.

Was ich auch in den folgenden Zeiten erfahren müssen, das verschweige ich und trage es in Gedult, so frey ich auch bißhero in meinem Bekänntniß gewesen. Ich hätte euch noch vieles zu erzählen, bedrängte Mitbrüder! wenn es rathsam wäre, meine geheimen Erfahrungen dem öffentlichen Druck anzuvertrauen. Alleine ihr könnet schon aus diesem kurtzen Abriß, warum es mir auch eigentlich zu thun gewesen, besonders, wenn ihr euere eigene Schicksale zu Hertzen nehmen wollet, euch ein lebhafftes Bild von dem gantzen machen. Meine vornehmste Absicht ist diese, euch zu einer rühmlichen Nachfolge anzureitzen. Scheuet euch nicht, euer Anliegen öffentlich zu bekennen,



kennen, und eure Erfahrungen, welche vielleicht die meinigen hier und da noch übertreffen werden, zusammen an das Licht treten zu lassen. Vielleicht machen die Gelehrten eine eigene Disciplin daraus, und lehren uns durch ihre practischen Schlüsse, wie wir die Weiber methodisch bezähmen sollen. Inzwischen schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit.

Zum Beschluß will ich noch einen gedoppelten Anhang beyfügen, welcher besonders denenjenigen, welche noch fühllos sind, und verschlossene Augen haben, zu nicht geringer Erbauung dienen wird. Der erste bestehet in einem geheimen Brief, welchen eine vornehme adeliche Dame in Franckreich an eine Fräulein geschrieben, welche sich für den Heyrathen scheuete. Der andere ist ein Gutachten eines klugen Politici, wie man die Herrschsucht der Weiber dämpffen soll. Der Brief lautet nach der deutschen Uebersetzung also:

Liebes Henriettgen!

Ihr traget Bedencken, euch mit einem Manne zu verehlichen, weil ihr besorget, von ihm bemeistert zu werden. Diese Furcht ist umsonst. Ich sage es euch frey heraus, daß nicht leicht

leicht eine Weibs-Person in gantz Franckreich seyn werde, welche bey ihrer Verehligung diesen Anstand hat. Nennet man Holland und Engelland ein Paradieß der Weiber, so muß Franckreich gewiß ein Himmel für sie seyn. Daß ihr aber in den Vortheilen, welche das schöne Geschlecht über das männliche hat, so unerfahren seyd, scheinet eine Folge eures eingezogenen Wesens zu seyn. Hättet ihr euch öffters in den vertrauten Zusammenkünfften der Dames eingefunden, so würdet ihr auch, wie wir alle dencken. Dieses mercket euch vor allen Dingen, daß sich die Manns-Personen von unserm Geschlechte die erhabenste Einbildung machen. Dieses eintzigen Vortheils könnet ihr euch bey tausend Gelegenheiten mit Nutzen bedienen. Habt ihr denn aus der Sprache des Männer-Volcks noch nicht so viel gelernet, daß man einer

Dame nichts abschlagen müsse? Warum lassen sie uns denn die rechte Hand? Warum eröffnen sie den Antrag zum heyrathen? Ihr wisset, daß mir das Schicksal einen Mann zur Ehe gegeben, welcher einer der härtesten, aber auch klugsten Köpffe war: und dennoch muste er sich meinem Willen überlassen. Haltet euch das für eine Schande, einen Mann mit kaltsinnigen und beissenden Worten zu bezwingen. Diese Herrschafft ist gemein und von schlechter Dauer. Darinnen aber bestehet unser grosses Meisterstück, daß wir einen klugen Mann nach unserm Sinne lencken, und ihm dennoch glaubend machen, er sey alleine Herr. Ich schmeichle mir nicht, wenn ich sage, daß mir dieses Unternehmen nach Wunsch gelungen. Der Genuß unseres Ehestandes dauerte dreysig Jahre, und niemalen konnte sich mein Mann des

wahren

Digitized by Google

wahren Besitzes einer Herrschafft rühmen, als wenn ich abwesend war. Und doch gleichwol war er völlig überredet, es müste alles nach seinem Winck gehen. Ja er war so sicher, daß er in öffentlichen Zusammenkünfften mehr als einmal sein Leben zum Unterpfand seiner Einbildung aufgesetzet. Haltet ihr solches für unmöglich; so mercket euch folgende Vortheile. Mein erstes Absehen war dahin gerichtet, mich der Bedienten zu bemächtigen. In dieser Absicht theilte ich die für sie gehörigen Belohnungen und Geschencke selber aus. Hingegen hütete ich mich sorgfältig, ihnen niemals einen Verweiß zu geben, so groß auch ihr Versehen war. Vielmehr stellte ich meinem Manne vor, wie straffwürdig dieses oder jenes Vergehen sey. Mir als einer Frau gezieme nichts weniger, als dieses, sie deßwegen zur Rede zu setzen,

 und

und mir diejenige Gewalt anzumassen, welche eine der ansehnlichsten Vorrechte des Mannes ist. Dadurch machte ich ihn feurig. Er trat mit einer ernsthafften Mine hervor, und glaubte durch die empfindlichste Straff-Predigten gegen das Gesinde, seinem Ansehen die rechte Gestalt zu geben. Durch diesen leichten Vortheil erhielte ich so viel, daß eine knechtische Furcht für den Herrn die Gemüther der Diener auf meine Seite zog, so daß sie nunmehro auch wider die Absichten ihres Herren meinem Winck gehorchten. Meinen Mann selbsten suchte ich nach Beschaffenheit der Sache zu lencken. Bey Kleinigkeiten gab ich mir wenig Mühe. Ein liebkosender Ausdruck war schon genug, mich meines Verlangens zu versichern. Waren es aber Sachen von Wichtigkeit; so muste ich etwas mehr Umschweiffe machen. Die

einge-

Digitized by Google

eingebildete Herrschafft hatte meinen Mann so dreuste gemacht, daß er, so offt ich bey Tische in anderer Gegenwart etwas Befehls-weise sagte, mir öffentlich widersprach, und allezeit das Gegentheil beschloß. Dieser Umstand war mir sehr vortheilhafft. Denn wolte ich etwas ausgerichtet wissen; so durffte ich nur das Gegentheil davon in Beyseyn anderer Befehls-weise vorbringen, zum Exempel, ich hatte mir vorgesetzt, eine Gesellschafft zu tractiren; so war dieses meine gantze Beschäfftigung: Ich redete bey Tische von dem vielen Aufwand bey den Gastgebothen. Ich setzte hinzu; es erfordere zwar der Wohlstand, diese oder jene Person zu bewirthen: allein wenn es nach meinem Sinne gehen sollte, so müste dieser Aufwand für diesesmal unterbleiben. Kaum hatte ich dieses ausgeredet, so folgte schon der Ausspruch

meines Gebiethers: Nein ich will, daß man diese Person mit nächsten einlade. Ich konnte mich diesem Befehl um so viel williger unterwerffen: je leichter ich dadurch erhalten hatte, was ich vorhero schon gewollt. So viel kan schon genug seyn, euch von der Möglichkeit unsers Meister-Stücks zu überführen, und euch den Weg zu tausend erwünschten Erfolgen zu bahnen. " Lasset euch nicht mercken, „daß ihr herrschet, so werdet ihr war-„hafftig herrschen.

Ich bin 2c.

Gutachten eines klugen Politici über die Bezähmung der Weiber.

Obwolen das Weiber-Regiment zu allen Zeiten eine empfindliche Ruthe des männlichen Geschlechts gewesen, wenn man die Lasterhafften und Unverständigen wegnimmt, bey denen die Sclaverey ein Glück zu nennen; so wird man doch in den Geschichten nicht leicht einen Zeit-Punct antreffen, wo selbiges so tief Wurtzel geschlagen, und so weit um sich gegriffen, als in unsern Tagen. Man zählet wohl hundert Familien,

von dieser Gattung, ehe man eine eintzige findet, darinnen der Mann wahrhafftig nur den halben Genuß seiner Vorrechte hat. Und wenn es auch gleich öffters von aussen so scheinet; so darff man, um das Weiber-Regiment zu entdecken, nur eine Zeitlang in diesem oder jenem Hause aus und eingehen. Die gemeinsten Leute sind darinnen noch die glücklichsten, wenn sie auch ihre Rechte, so zu sagen, mit dem Degen in der Faust erfochten. In den hohen Palästen aber suchet man dieses Kleinod, welches nur in niedrigen Hütten gläntzet, vergebens. Bey so gestalten Sachen, da dieses Anliegen immer gemeiner wird, haben redliche Patrioten, welche sich noch um den Schaden Josephs bekümmern und sich durch wilde Ströme nicht mit hinreissen zu lassen gewohnet sind, die Frage aufgeworffen: **Ob und wie diesem fast allgemeinen Unheil in Zeiten zu steuren sey?** Ich meines wenigen Orts bin von mir so sehr nicht eingenommen, daß ich durch meine Feder einen allgemeinen Aufstand erwecken und die benöthigten Gegen-Mittel alleine ausfindig machen sollte. Inzwischen wird es mir doch vergönnet seyn, bey jetzigen Zeiten, da so viel geschrieben wird und dieser Punct immer unberühret bleibt, meine Gedancken dem Publico mitzutheilen.

Ich will hierinnen auf den ersten Grund zurück gehen. Meines Erachtens verkauffen die meisten Mannspersonen noch vor ihrer Heyrath die edle Freyheit. Ich räume ein, daß das Heyrathen im gemeinen Wesen unentbehrlich sey, und

schreibet Menander in seinen weisen Sprüchen gar nachdrücklich: Ein Weib nehmen, ist, wenn man die Wahrheit sagen soll, zwar ein Uebel, aber auch ein nothwendiges Ubel, ingleichen an einem andern Ort: Du, der du dich entschlossen zu heyrathen, sollst wissen, daß du ein grosses Gut haben wirst, wenn du ein kleines Ubel bekommst. Allein die meisten versehen es gleich an zuschneiden. Die meisten übereilen sich in ihrer Wahl, und bedencken nicht, wie mühsam es sey, ein menschliches Gemüth nach seinem innersten Zustand zu erforschen, besonders bey solchen Gelegenheiten, wo die Verstellung das äusserste thut. Andere wissen gar nicht, worauf es in Erwählung eines Ehegattens ankommt, und die es wissen, lassen sich durch die eitle Affecten hinreissen und gehen entweder dem glänzenden Golde oder einer gleisenden Schönheit nach. Sie bedencken nicht, was eben dieser Weise schreibet: Wenn einer, welcher arm ist, und sich entschlieset, zu heyrathen, mit dem Weibe Vermögen erhält, so übergiebt er sich selbst und bekommet nicht das Weib, das ist, er wird nicht zum Herrn, sondern zum Sclaven, ferner, wer ein reiches Weib, das Erbin von allen Vermögen ihrer Eltern ist, zu heyrathen begehret, der leidet entweder den Zorn der Götter, oder will unglücklich seyn, und nur glückselig genennet werden. Die Absichten derer, welche nach Reichthum heyrathen, sind nicht einerley. Einige greiffen darnach aus

Noth-

Digitized by Google

Nothdurfft, und es ist ein Unglück für sie, daß sie sich nicht anders zu helffen wissen. Andere thun solches blos aus Liebe zum Geld, ohne daß sie solches im geringsten nöthig haben, und diese niederträchtigen Seelen sind es, welche sich so muthwillig um ihre Freyheit bringen, und daher nicht das geringste Mitleiden verdienen. O ihr Thoren, was hilfft es einem Sclaven, wenn seine Fesseln auch von Golde mit dem kostbarsten Edelgesteinen ausgeschmücket sind! diejenigen aber handeln am klügsten, welche den Reichthum als etwas blos zufälliges, die Person aber als das wesentliche ansehen, oder, welche die Person nicht um des Reichthums willen, sondern den Reichthum der Person wegen annehmen. Aber wie selten ist dieses Glück, wo Freyheit und Reichthum einander die Hände biethen? Eben so weit verfehlen diejenigen den rechten Zweck, welche die äusserliche Schönheit zum Ziel ihrer Wünsche machen. Lasset eine kurze Zeit vergehen, so wird euch die Schönheit zur Gewohnheit werden, ehe sie noch in ihr Nichts eingehet, woraus sie entstanden ist. Es kan demnach der Grund einer wahren Zufriedenheit in der Ehe in nichts anders als in dem Gemüthe zu suchen seyn. Hierinnen liegt das rechte Kleinod, welches keine Kranckheit, kein Alter, kein Feind, kein Unglücksfall, er sey auch, so grausam er wolle, rauben kan, so lange biß der Tod das gantze Bündniß trennet. Erwählet euch demnach ein Gemüth, welches von wahrer Ehrfurcht gegen

den

den obersten Befehlshaber gerühret, durch Schrifft und Vernunfft überzeuget ist, daß sie einem vernünfftigen Mann in solchen Sachen, warum sie nicht einig werden können, den Ausspruch überlasse: ein Gemüth, welches einen natürlichen Abscheu vor den Lastern und eine ungezwungene Neigung zu allem demjenigen hat, was die Gesetze der Tugend erfordern; ein Gemüth, welches in seinen Neigungen, Sitten und Gewohnheiten dem eurigen ähnlich ist, ein Gemüth, welches nicht euren Stand, eure Einkünffte und Ansehen; sondern eure Person liebet; so werdet ihr einem Ubel entgehen, ehe ihr solches noch empfindet.

Nunmehro komme ich näher zu meinem Zweck. Hier möchte man mir gleich Anfangs einwenden; gesetzt, es sey auch möglich, durch sorgfältige Vorsicht der Herrschafft des Weibes zu entgehen; so scheine es doch um so viel schwehrer, ja fast unmöglich zu seyn, sich, wenn man einmal verstricket ist, mit glücklichem Erfolg heraus zu wickeln. Es ist wahr, es ist dieses der schwierigste Punct. Inzwischen werden doch meine Gedancken, welche aus der Erfahrung selbst entlehnet sind, nicht gäntzlich fruchtlos seyn. Viele versehen es gleich nach der Hochzeit, wenn die Liebe noch neu und hefftig ist und ihnen die Augen verblendet. Diese Zeit ist eine der gefährlichsten. Ist die Herrschafft des Weibes einmal bevestiget; so werden wir mit zehnfacher Mühe dasjenige nicht erreichen, dessen Besitz anfangs so leicht

zu

zu erhalten gewesen. Die übrigen Mittel lassen sich am besten aus der Beschaffenheit der Herrschafft erfinden. Herrschet eine Frau durch Drohen, Poltern und Zancken; so werden alle Bemühungen umsonst seyn, wenn wir uns nicht gleicher Mittel bedienen, und uns sonderlich im Anfang äusserst angelegen seyn lassen, sie darinnen nicht nur auszuhalten, sondern noch zu überwiegen, und ich kan es einem vernünfftigen Mann auf keine Weise verdencken, daß er in solchen Fällen, wo ihm die Gesetze die billigste Hülffe versagen, gegen eine unvernünfftige Person, es sey durch Zwang oder Gewalt, von selbsten Recht schaffe. Uberhaupt aber ist dieses einer der vornehmsten Mängel unserer Republicken, daß die Gesetze einen Punct, welcher mit der allgemeinen Glückseligkeit so genau verbunden ist, fast gar übergehen, oder wenn auch etwas heilsames verordnet ist, solches nicht leicht in Ausübung bringen. Herrschet eine Frau durch List, so würden die gewaltsamsten Mittel die allerniederträchtigsten seyn. Ist es nicht rathsamer, List mit List zu vertreiben? Ist gleich ein Mann nicht allwissend, kan er auch in gewissen Fällen hintergangen werden; so wird er doch, wo er nur aufmercksam seyn will, und das dazu erforderliche Geschicke besitzet, (denn diejenigen, welchen die Natur dergleichen Gabe versagt, muß ich hierinnen zur Gedult verweisen) so wird er doch endlich einige Spuren entdecken und durch reifes Nachdencken dasjenige zu ersetzen wissen, was die List des Weibes seinen Au-

gen

gen entzogen. Solte dann die List dem weiblichen Geschlecht alleine eigen seyn? O nein. Die Natur hat sich gegen das männliche in Austheilung dieser Gabe so freygebig erwiesen, als gegen jenes. Solten sich also alle redliche Männer nicht dieses zur Schande rechnen, ihr gantzes Geschlecht von einem andern, dem die Natur nichts voraus gegeben, unterdrücket zu sehen. Scheinen sie auch von ihren Amtsgeschäfften hierinnen verhindert zu werden; so findet sich noch immer so viel Zeit ein wachsames Auge zu haben, und eine Gegen-List zu erfinden. Die Ausübung selbst wird ihnen noch tausend Vortheile an die Hand geben, welche sich nicht in allgemeine Regeln zwingen lassen. Dieses eintzige setze ich noch hinzu: **Nur lasse sich niemand durch schmeichlende Liebe aus dem Besitz seiner Freyheit verdrängen.**



Digitized by Google